GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Europa provinzialisieren? Ja, bitte! Aber wie?

Castro Varela, María do Mar; Dhawan, Nikita

2009

https://doi.org/10.25595/3172

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Castro Varela, María do Mar; Dhawan, Nikita: *Europa provinzialisieren? Ja, bitte! Aber wie?*, in: Femina politica : Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft, Jg. 18 (2009) Nr: 2, 9–18. DOI: https://doi.org/10.25595/3172.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE
UNIVERSITÄT
BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Feministische Postkoloniale Theorie: Gender und (De-)Kolonisierungsprozesse

Europa provinzialisieren? Ja, bitte! Aber wie?

MARIA DO MAR CASTRO VARELA. NIKITA DHAWAN

Anfang des 20. Jahrhunderts regierte Europa über ca. 85% des globalen Territoriums in Form von Kolonien, Protektoraten und Dependancen. Die koloniale Expansion war ein exorbitanter und gewalttätiger Prozess, der durch Ausbeutung, Versklavung und Diebstahl charakterisiert war. Es stellt sich deswegen die Frage, warum sich innerhalb der westlichen wissenschaftlichen Disziplinen lange Zeit nur eine kleine Minderheit diesem Ereignis analytisch angenommen hat. Keine große intellektuelle Anstrengung ist vonnöten, um zu verstehen, dass eine solch massive territoriale Expansion, die zum Teil über Jahrhunderte gewaltvoll erhalten wurde, erstens nicht *nur* durch militärische Präsenz möglich war, zweitens nicht mit der bloßen formalen Unabhängigkeit der kolonisierten Staaten zu einem Ende kommen konnte und schließlich kaum nur Spuren in den kolonisierten Ländern hinterlassen haben kann, sondern auch den globalen Norden prägte. Postkoloniale Studien nähern sich dieser Komplexität und irritieren dabei die Vorstellung einer zwangsläufigen, geradezu naturwüchsigen, kolonialen Beherrschung durch Europa. Sie werfen einen Blick auf die Mannigfaltigkeit kolonialer Interventionen und deren Wirkmächtigkeit bis in die heutigen Tage (etwa Randeria/Eckert 2009).
Zuweilen wird postkoloniale Theorie als ein Versuch beschrieben, eine kritische interdisziplinäre Perspektive zu etablieren. Dagegen scheint es uns eher darum zu gehen, die Disziplinen und damit einhergehende Disziplinierungen herauszufordern. Wir bezeichnen postkoloniale Theorie deswegen als eine anti-disziplinäre Intervention, die versucht herauszuarbeiten, welche Rolle die wissenschaftlichen Disziplinen im Rahmen kolonialer Herrschaftssysteme gespielt haben und wie diese (neo-) koloniale Episteme und materielle Beziehungen reproduzier(t)en, die die „Anderen" in der Position der „Anderen" zu fixieren suchen.

(Post-)Koloniale Dissonanzen

Obschon selbst KritikerInnen die Entwicklung, die postkoloniale Theorie genommen hat, weitestgehend positiv beurteilen, scheint es unmöglich, eine allgemeingültige Definition derselben zu geben. Der Begriff „postkolonial" ist ein *fuzzy concept* – er entzieht sich einer exakten Markierung, bleibt ungriffig. Am ehesten kann postko-

loniale Theorie als eine Perspektive verstanden werden, die sich der Rekonstruktion des europäischen Imperialismus und Kolonialismus verschrieben hat und gleichzeitig die Kämpfe gegen diese spezifische Herrschaftsformation analysiert, ohne dabei etwa eine kohärente theoretische Schule zu repräsentieren. Vielmehr handelt es sich um ein Feld, das von Debatten geprägt bleibt und auch schon deswegen nicht uniform erscheint. Da postkoloniale Theorie sich aus sehr unterschiedlichen Richtungen bedient – etwa Marxismus, Poststrukturalismus, Feminismus, Psychoanalyse etc. – und unmöglich auf nur eine Disziplin beschränkt werden kann, kommt Kritik sehr häufig von Seiten derer, die die Hegemonie der wissenschaftlichen Fachdisziplinen in Gefahr sehen. Stärker fällt allerdings die kritische Auseinandersetzung mit der zunehmenden Popularisierung postkolonialer Theorie aus. So schreibt Vilashini Coopan (2000, 33f.):

> I find myself worrying that post-colonial studies is on the verge of becoming every damn thing, serving as the sign for oppositional criticism in all modes and rendering colonial and imperial analogies, as well as invocations of hybridity, intermixture, and transculturation, practically obligatory in contemporary criticism.

KritikerInnen, die nicht im Westen verortet sind – etwa Aijaz Ahmad (1992) –, haben zudem darauf hingewiesen, dass postkoloniale Theorie dem Westen dabei behilflich ist, seine Vergangenheit und Zukunft „in Ordnung" zu bringen. Sie läuft diesen AutorInnen zufolge Gefahr, zu einer Theoriebildung zu geraten, die vor allem den „Erste-Welt-Intellektuellen" zur Ehre gereicht. Die schleichende Kommodifizierung postkolonialer Theorie nutzt letztlich wieder einmal der Legitimierung politisch verhinderter Dekolonisierungsprozesse. Die zunehmende Sichtbarkeit postkolonialer Theorie und derer, die mit dieser assoziiert werden wollen, stehen dabei im deutlichen Kontrast zu den Gruppen, die durch diese repräsentiert werden.

An anderer Stelle (Castro Varela/Dhawan im Erscheinen) haben wir deswegen kritisch auf die feministischen Debatten um Intersektionalität im deutschsprachigen Raum verwiesen, die aufgrund ihrer Beschäftigung mit der Trias *race/class/gender* immer wieder im Zusammenhang mit postkolonialer Theorie genannt werden, ohne die Implikationen postkolonialer Ansätze wirklich ernst zu nehmen. Freilich müssen Bemühungen wertgeschätzt werden, die sich der komplizierten und komplexen Frage eines „universalen Opfersubjekts" annehmen. Insbesondere die deutschsprachige Debatte um Intersektionalität läuft jedoch Gefahr, das *race-class-gender*-Mantra lediglich mechanisch in die Theoriebildung zu integrieren, ohne zu beachten, welche Themen[1] durch diese unreflektierte Wiederholung und eurozentrische Setzung unsichtbar gemacht und exkludiert werden. Wie Spivak verdeutlicht:

> Es ist klar, dass arm, schwarz und weiblich sein heißt: es dreifach abbekommen. Wenn diese Formulierung jedoch aus dem Zusammenhang der Ersten Welt in einen postkolonialen Zusammenhang (…) verschoben wird, dann verliert die Beschreibung ‚schwarz' oder ‚*of color*' ihre Überzeugungskraft und Signifikanz. Die notwendige Stratifizierung der kolonialen Subjektkonstitution in der ersten Phase des kapitalistischen Imperialismus macht ‚Farbe' als emanzipatorischen Signifikanten unbrauchbar (Spivak 2007a, 74).

Die wichtige Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt, ist der Status, den die unterschiedlichen Differenzkategorien in differenten Kontexten innehaben. Im Zentrum kolonialer Unterdrückungsformationen ist die saliente Kategorie *race*. Entsprechend bedeutet Dekolonisierung vor allem die Deprivilegierung eines Status, der aufgrund rassistischer Konstruktionen aufgebaut wurde, was nicht notwendigerweise die Veränderung von Klassen- und/oder Geschlechterprivilegien zur Folge hatte. Folgerichtig warnt Spivak davor, den alleinigen Fokus auf *race* und (Anti-) Rassismus in der „Ersten Welt" zu legen, da dies nicht zwangsläufig eine Kritik an einer bestehenden internationalen Arbeitsteilung befördert. Doch ist es, das hat eben die postkoloniale Theorie klar gemacht, unmöglich, sich eine politische Praxis vorzustellen, die die globalen Dimensionen sozialer Ungleichheit nicht in den Blick nimmt. Trotz vielfältiger Bemühungen, den ökonomischen Determinismus zu überwinden und Macht und Herrschaft aus einer multidimensionalen Perspektive zu erfassen, müssen folglich intersektionelle Ansätze scheitern, solange sie die transnationalen Dimensionen sozialer Ungleichheit als eine Konsequenz des Kolonialismus unbeachtet lassen. Insbesondere das in eins setzen von Intersektionalität und Interdependenz kann in diesem Sinne als politisch risikoreich beschrieben werden, vernachlässigt diese Strategie doch die globale Perspektive, die eine Interdependenztheorie gerade stark macht (Castro Varela/Dhawan im Erscheinen). Studien wie die von Anne Laura Stoler (1995), Ann McClintock (1995), Meyda Yeğenoğlu[2] (1998) oder Angela Woollacott (2006) zeigen dagegen, dass es durchaus möglich ist, Verknüpfungen und Beziehungen zwischen sozialen Differenzlinien zu analysieren, ohne dabei in einen methodologischen Nationalismus zu verfallen.

Verflochtene Patriarchate

> The feminization of the territory and a racialization of its inhabitants went hand in hand; both served to justify domination and exploitation (Zantop 1997, 45).

Feministische postkoloniale Studien werfen indessen einen gezielten Blick auf die Verschränkung von *gender* mit anderen Kategorien im Kontext von Postkolonialismus. So kann die Funktionalität von spezifischen Gender-Regimes herausgearbeitet werden und Kontinuitätslinien und Brüche in den vergeschlechtlichten Repräsentationspolitiken beleuchtet werden. Es kann gezeigt werden, dass die Geschlechterbeziehungen „der Anderen" seit der Kolonialzeit als ein Symbol für die Rückständigkeit derselben steht. Bestehende patriarchale Praxen kamen den Kolonialmächten geradezu Recht, lieferten sie doch eine gute Legitimation für die Etablierung imperialistischer Herrschaften (Castro Varela/Dhawan 2006). In aktuellen Debatten um *die* „muslimische" oder *die* „afrikanische" Frau stellen sich weiße europäische Männer (und auch Frauen) – ähnlich der Selbstdarstellung der Kolonialherren – als diejenigen dar, die verantwortlich dafür sind, die unterdrückte kolonisierte Frau zu retten. Als hätten sie immer noch „die Bürde zu tragen", die „Andere Frau" vor den „eigenen Männern" zu retten (Spivak 2007a). Das Bild der „unterdrückten Anderen Frau"

legitimierte gestern imperialistische Kriege, wie es heute insbesondere restriktive Migrationspolitiken durchzusetzen hilft.
Gleichzeitig haben antikoloniale Befreiungsbewegungen nicht selten *gender* zur Markierung kultureller Differenz genutzt. Während die Kolonialherren ihre Gewaltherrschaft u.a. mit der Befreiung der „anderen Frau" begründeten, galt dies vielen nationalen Befreiungsbewegungen als kolonialistischer Eingriff, dem wiederum mit eigenen Neuordnungen der Gender-Regimes geantwortet wurde. Ein gutes Beispiel hierfür ist Spivaks (2007a (1988)) Analyse des unter Strafe setzen des *sati* in *British India*. Die britischen Kolonialbeamten nutzten die Praxis der Witwenverbrennung, um das Bild eines barbarischen und inhumanen Indiens zu zeichnen. Sie rechtfertigten damit einen gewaltsamen Imperialismus im Namen der zivilisatorischen Mission. „Widow-burning was a potent symbol of what was wrong with India" (Hall 2004, 53). Ein Schlüsselmanöver bildet hier die Konstruktion eines viktimisierten indisch-weiblichen Subjekts, welches die Durchsetzung eines „modernen", „progressiven" imperialen Regimes notwendig machte. Tatsächlich geriet der Körper der Witwen zu einem ideologischen Kampfplatz, ohne dass es zu einer Erweiterung der weiblichen Handlungsmacht kam. Zu Zeiten des britischen Empires kam es nicht selten vor, dass indische Witwen aus ökonomischen Gründen dazu gedrängt wurden, *sati* zu praktizieren. Spivaks mehrschichtige Analyse liest sich insoweit als Kritik an dem imperialistischen als auch dem indigenen Patriarchat. Beide Aussagen, „die Frau wolle tatsächlich sterben" (Hindugesetze sprachen von einer Anerkennung der „freien Wahl" beim Freitod der Witwe) und „weiße Männer retten die braune Frau vor den braunen Männern" (Imperialismus als soziale Mission), legitimieren sich dabei gleichsam gegenseitig. Letztlich ist es die Lücke zwischen diesen beiden Artikulationen, die die Aporie der zum Schweigen gebrachten subalternen Frauen darstellt (Castro Varela/Dhawan 2005, 77).
Vor diesem Hintergrund erscheint es nicht mehr undurchsichtig, dass im Fokus aktueller westlicher Debatten um *den* Islam insbesondere die sozialen Positionierungen muslimischer Frauen und die Gewalttätigkeit junger muslimischer Männer stehen. Immerhin hat die Viktimisierung der „anderen Frau" im Westen eine lange Tradition. Auch feministische Diskurse zeigen sich verstrickt mit kolonialen Diskursen. Dominant sind Vorstellungen, welche die europäisch-christliche Frau und Gesellschaft als emanzipiert – sprich, zivilisiert – und die „Andere" als die zu emanzipierende repräsentieren (Mohanty 1988). Die imperiale Kultur hatte auch auf feministische Diskurse des späten 19. Jahrhunderts einen starken Einfluss.

> Despite both their genuine concern for the condition of Indian women *and* the feminist reform activities of prominent Indian women during this period, many middle-class British feminists viewed the women of the East not as equals but as unfortunates in need of saving by their British feminist ‚sisters' (Burton 1992, 137).

Ein weiteres Problem begegnet uns in den dominanten kolonialen Diskursanalysen, die entweder Geschlecht völlig unbeachtet lassen oder aber die Rolle der weißen Frauen innerhalb des Empires ignorieren. Nicht nur wird damit das traditionelle

Bild der passiven Frau, die nicht in das koloniale Geschehen involviert ist, stabilisiert, Genderdynamiken, die sich als fundamental wichtig erwiesen, um die imperialen Herrschaftsverhältnisse zu sichern, bleiben damit ebenso unbeachtet. Die Grenzen von Sexualität und zwischenmenschlicher Beziehungen waren innerhalb der Kolonien rassialisiert und strengstens reguliert (etwa Stoler 2002). Die imperialistische Herrschaft bedurfte spezifisch vergeschlechtlichter weißer Subjekte, die als überlegen repräsentiert werden konnten, um ihre Herrschaft zu sichern. So ist auch Stolers Bemerkung zu lesen, dass es wohl die Ankunft europäischer Frauen in den Kolonien gewesen sei, die am einschneidendsten die kolonialen Communities verändert habe (Stoler 1997, 351). Das Betreten des kolonialen Raums durch die weiße europäische Frau verursachte ein Nachziehen rassialisierter Grenzen und führte zu einer „Verbürgerlichung" der weißen Kolonialgemeinschaften (ebd.). Rassialisierte, klasseninformierte Genderordnungen erwiesen sich als eines der Kernstücke kolonialer Diskurse (McClintock 1995). Stoler (1995) weist auf, wie das sexuelle Regime der bürgerlichen Kultur durchzogen war von Rassenkonstruktionen und inwieweit die Idee von „Rassenzugehörigkeit" von geschlechtspezifischen Vorstellungen abhing, wie auch Auffassungen von „Charakter" oder „guter Erziehung" rassialisiert waren. Dass die Grenzen zwischen weißen und sogenannten „indigenen" Frauen im antikolonialen Kampf von den Nationalisten nochmals scharf nachgezogen und nicht etwa irritiert wurden, zeigt an, dass der koloniale Zusammenstoß als ein Kampf zwischen konkurrierenden Männlichkeiten decodierbar ist, bei dem Männlichkeiten und Weiblichkeiten auf beiden Seiten der *color-line* reformuliert wurden (Butalia 2004, 201f.). So bemerkt Amina Mama (1997, 57), dass postkolonial-nationale Ideologien weiterhin Frauen klare Rollen zuweisen: „this time as Mothers of the Nation".

Sowohl die Kolonialmächte als auch seine Antagonisten, die post-kolonialen Nationen, zeig(t)en sich darüber hinaus als heteronormative Projekte, die auf einer maskulinen Bedeutungsökonomie basieren (Alexander 1997, 78ff.). Auch Sexualität diente dem Empire als Marker für kulturelle Reife. Heute fungiert die Unterstellung, dass alle Muslime homophob seien, als Symbol ihrer Nicht-Integrierbarkeit in westliche normative Ordnungen. Wobei freilich unterschlagen wird, dass in den meisten postkolonialen Ländern nicht-normative Sexualitätspraxen erst im Zuge der Kolonisierung kriminalisiert wurden.

Bedauerlicherweise hat ein Großteil postkolonialer feministischer Analysen die Rolle des erzwungenen Heteropatriarchats und die Etablierung und Stabilisierung einer „reproduktiven Heteronormativität"[3] im Prozess des *nation building* weitestgehend unbeachtet gelassen. Die wenigen Untersuchungen, die es hierzu gibt, werfen dafür Licht auf die Funktionsweise „heterogener Hegemonien" (Grewal/Caplan 1994). Sie widerstehen der Idee von zwei homogenen Machtblöcken, die sich einheitlich gegenüberstanden. Feministisch-postkoloniale Theorie ermöglicht damit ein feineres und konturiertes Bild von (De-)Kolonisierungsprozessen.

Dekolonisierung und Wissensproduktion

> (…) to be raised in the house of power is to learn its ways, to soak them up, through that very skin that is the cause of your oppression (Rushdie 1988, 211).

Die postkoloniale Welt sieht sich nach wie vor mit dem Vermächtnis des Imperialismus konfrontiert. Der Übergang zum postkolonialen Zeitalter ist nicht mit einer Dekolonisierung der vorherrschenden epistemischen Ordnungen, den institutionellen Praktiken und Rechtsordnungen kolonialer Provenienz einhergegangen.
Folglich wird in diesem Heft zu beleuchten sein, wie feministisch-postkoloniale Theoretikerinnen sich der Frage der Dekolonisierung in ihrem Verhältnis zu Themen wie Transnationalismus, Globalisierung, Governance, Migration, Entwicklungspolitiken, globaler Gerechtigkeit, Demokratisierung, Menschenrechten und dem schwierigen Erbe der europäischen Aufklärung annähern. Insbesondere soll der Fokus darauf gerichtet werden, wie nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Zukunft der westlichen und nicht-westlichen Welten zutiefst miteinander verwoben sind.
Die postkoloniale Perspektive hat mittlerweile auch innerhalb der Politikwissenschaft an Bedeutung gewonnen. Im Feld Internationaler Beziehungen, der Entwicklungszusammenarbeit, Friedens- und Konfliktforschung und der Staats- und Demokratietheorien wird zunehmend anerkannt, dass das Erbe des Kolonialismus die historische Gegenwart wirkmächtig beeinflusst (hat). Vor diesem Hintergrund wird im vorliegenden Heft exemplarisch die komplexe koloniale Genealogie gegenwärtiger Diskurse, Institutionen und Praktiken bearbeitet. Die Beiträge untersuchen die Implikationen des Kolonialismus für die Verfasstheit gegenwärtiger globaler feministischer Politiken und richten dabei ihren Fokus auch auf Fragen von Widerstand und agency. Themen wie „Frauen in der transnationalen Welt“ (Spivak), „Gender-Mainstreaming und Demokratisierung“ (Kandiyoti), „ökologische Governance“ (Randeria), „Dekolonisierung und Entwicklungspolitiken“ (Dhawan), „transnationale Feminismen“ (Fink/Ruppert), „Postkoloniale Migration und Nationalismus“ (Mageza-Barthel/Schwarzer), „Menschenrechte“ (Ehrmann) und „(Epistemische) Gewalt“ (Brunner/Hrzan) werden aus einer postkolonial-feministischen Perspektive einer Betrachtung unterzogen und damit das weite Feld feministisch-postkolonialer Studien dargelegt.
Eine der zentralen Einsichten des Postkolonialismus ist es, dass die Subjektivität postkolonialer TheoretikerInnen immer auch durch die koloniale Erfahrung bestimmt ist – dies zu verleugnen, würde einer Verleugnung der eigenen Geschichte gleichkommen. Insoweit stehen im Zentrum feministisch-postkolonialer Studien die ambivalenzreichen Verhandlungen mit Europa als stillschweigender Bezugsgröße (silent referent) (Chakrabarty 1992, 2). Diese gilt es einer Kritik zu unterwerfen, auch wenn es die europäischen Theorietraditionen sind, die gleichzeitig die Instrumente der Kritik bereitstellen. TheoretikerInnen der „Dritten Welt“ sind gewissermaßen zu einer Bezugnahme auf die europäische intellektuelle Tradition ver-

pflichtet, während europäische TheoretikerInnen keinerlei vergleichbarem Zwang unterliegen. Die Qualität ihrer Arbeit wird durch ihre relative Ignoranz gegenüber nicht-westlichen Perspektiven nicht geschmälert. Diese „asymmetrische Ignoranz" (ebd.) ist sowohl ein Zeichen der ungleichen Beziehungen zwischen einem globalen Norden und globalen Süden als auch innerhalb des globalen Nordens und globalen Südens. Die asymmetrische Ignoranzmöglichkeit ist Symptom für eine nicht zum Ende gekommene Dekolonisierung und die Wirkmächtigkeit des europäischen Kolonialismus gleichermaßen.

Dipesh Chakrabarty zufolge ist die „Provinzialisierung Europas" ein wesentlicher Aspekt des Dekolonisierungsprozesses, der keinesfalls ein nationalistisches oder nativistisches Projekt bei schlichter Zurückweisung der Aufklärung befördern soll (1992, 29). Europa zu pro-vinzialisieren geht vielmehr mit einer Anerkennung der historischen Tatsache einher, dass die Moderne zutiefst mit dem europäischen Imperialismus verbunden ist. Wenn auch das Projekt der Moderne die „Dritte Welt" hervorgebracht hat, so gilt dies auch für den *Homo europaeus* (Stooler/Cooper 1997, 3). Zugleich ist die Moderne nicht nur eine europäische Errungenschaft; vielmehr hat der „Rest" der Welt gleichermaßen seinen Beitrag geleistet und hat insofern einen Anspruch darauf (ebd., 21). Das Dilemma, vor dem postkoloniale TheoretikerInnen stehen, ist die Frage, wie Europa zu provinzialisieren ist, wenn akademische Disziplinen wie Geschichte, Philosophie, Politikwissenschaft, Soziologie und Ethnologie durch die europäische disziplinäre Hegemonie geprägt sind. Es scheint einleuchtend, dass Europa kein Monopol auf die Wissensproduktion hat, das Problem besteht jedoch darin, dass subalternes Wissen innerhalb der hegemonialen Schauplätze der modernen Epistemologie Europas zum Verstummen gebracht wurde. Wodurch das emphatisch vorgebrachte Plädoyer für eine Provinzialisierung Europas zu einem notwendigen, aber unmöglichen Unterfangen gerät (ebd., 16).

Eine weitere entscheidende Frage, ist, *wer* Europa provinzialisieren soll. Wer hat die Ressourcen und die Fähigkeiten, die Dominanz der europäischen intellektuellen Tradition herauszufordern? Da die akademischen Disziplinen nicht nur eurozentrisch, sondern zugleich androzentrisch geprägt sind, stellt sich ferner die Frage, welchen Stellenwert feministisch-postkoloniale Forschung gegenüber dem Projekt der „Dekolonisierung hegemonialen Wissens" einnimmt. In Anbetracht der Tatsache, dass das „subalterne Subjekt der Dritten Welt" durch sich überschneidende hegemoniale Diskurse mehrfach ausgelöscht wird, bleibt der Prozess der Dekolonisierung ohne eine Thematisierung der Frage, wie sowohl der Kolonialismus als auch der antikoloniale Nationalismus Geschlechternormen instrumentalisierte, um die eigenen Diskurse zu rechtfertigen, weiterhin unabgeschlossen.

Die neo-koloniale Genderfrage

Selbst wenn Kolonien in erster Linie Orte ökonomischer Ausbeutung waren (Cooper/Stoler 1997, 4f.), so waren sie doch auch Orte, von denen aus die Zivilisierungsmission operationalisiert wurde, deren offen ausgesprochenes Ziel es war, ein refor-

miertes koloniales Subjekt hervorzubringen, das die europäische Intervention als befreienden Prozess erlebt und beschreibt. Aus diesem Grunde wurde jede Form antikolonialen Widerstands auch als ein Widerstand gegen die Zivilisierungsmission gesehen. Der europäische Imperialismus wurde dabei als ein notwendiger globaler Prozess repräsentiert (ebd., 31). Folglich ist es elementar, Kolonialismus desgleichen als ein kulturelles und *nicht nur* als ein ökonomisch-politisches Herrschaftssystem zu betrachten. Es konstituierte die Subjektivitäten und Beziehungen, die die westliche Dominanz über die sogenannte „Dritte Welt" benötigte, um sich zu etablieren. Leider verharren postkoloniale Studien allerdings häufig auf der Ebene diskursiver Fragen, die sich lediglich den Repräsentationspolitiken und Bezeichnungssymboliken widmen. Dies ist insofern problematisch, als die wichtigen ökonomischen Fragen, die die gewaltförmigen materiellen Verhältnisse bestimmen, ausgeblendet werden. Die von Europa ausgehende gewaltsame Integration ehemaliger Kolonien in das kapitalistische System und die imperialistischen Kontinuitäten der gegenwärtigen internationalen Arbeitsteilung, die mit einer geschlechtsspezifischen Aufteilung des internationalen Arbeitsmarktes einhergehen, sichern dem globalen Norden nach wie vor Wohlstand auf Kosten des globalen Südens, deren Arbeitskräfte und Ressourcen sich der globale Norden parasitär bedient (Mies 1996; Baden 2000). So schreibt Shalini Randeria (1998, 19): „In der aktuellen deutschen Debatte zur Globalisierung wird die post-koloniale Kontinuität genauso wenig wie die Geschlechterfrage beachtet." Dabei, so Randeria, könnte

> das Interesse für Fragen der Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern, für den gleichberechtigten Zugang zu Ressourcen und Institutionen sowie für geschlechtsspezifische Formen der Gewalt und der Diskriminierung die Aufmerksamkeit auf neue gesellschaftliche Formen der (Re)Produktion von ‚Geschlecht' innerhalb der globalen Ordnung des Kapitalismus lenken (ebd.).

Galt die Schwarze Frau als das Rückgrat der Plantagenökonomien (etwa Jain/Reddock 1998), sind es heute die Frauen des globalen Südens, die die Ärmsten der Armen der postkolonialen Welt darstellen. Bereits in den 1980er Jahren hat Swasti Mitter (1986, 6) bemerkt, dass Rassenkonstruktionen und Genderdynamiken immer noch die Hauptprinzipien einer internationalen Arbeitsteilung sind. Der Einsatz weiblicher Arbeitskraft, die nicht gewerkschaftlich organisiert ist, bildet dabei die Hauptstütze für den gegenwärtigen Welthandel – auch noch im 21. Jahrhundert.
Feministisch-postkoloniale Studien stellen insoweit ein politisch-theoretisches Projekt dar, bei dem es darum geht, die historische Gewordenheit genderspezifischer Positionierungen im globalen Süden und Norden transparent zu machen, aber ebenso tragbare transnationale Widerstandsstrategien zu formulieren, die die notwendigen Dekolonisierungsprozesse vorantreiben. Das vorliegende Heft gewährt einen Einblick in die Vielfalt der Fragen, und zeigt die Komplexität der Herangehensweisen und Perspektivierungen feministisch-postkolonialer Studien auf. Die Beiträge geben keine Antwort darauf, wie Europa zu provinzialisieren ist, weisen aber auf, welche

Fragen gestellt werden müssen, wenn Dekolonisierung als Teil der politisch-feministischen Agenda betrachtet wird.

Anmerkungen

1 Sinnhaft wäre es zudem, postkoloniale Studien stärker mit Holocaust Studies, aber auch mit Studien zum Post-Sozialismus und europäischen Post-Faschismus zu verknüpfen. Hierzu gibt es bisher nur wenige erste Ansätze.

2 Yeğenoğlu (1998) entwirft eine kritisch-feministische Lesart von Orientalism und zeigt hierin, inwieweit die Repräsentationen kultureller Differenz untrennbar mit denen sexueller Differenz verquickt sind.

3 „Reproduktive Heteronormativität bedeutet schlicht, dass es normal ist, heterosexuell zu sein und sich fortzupflanzen und dass die Gesellschaft mittels dieser Norm strukturiert ist: rechtliche Strukturen, religiöse Strukturen, affektive Strukturen, Wohnstrukturen, alles. (...) Es mag in diese Ecke verlagert werden, in jene Ecke und so fort aber es (...) ist nicht etwas, das verschwinden wird" (Spivak 2007b, 193).

Literatur

Ahmad, Aijaz, 1992: In Theory: Classes, Nations, Literatures. Oxford.

Alexander, M. Jacqui, 1997: "Erotic Autonomy as a Politics of Decolonization: An Anatomy of Feminist and State Practice in the Bahamas Tourist Economy". In: Dies./Mohanty, Chandra Talpade (Hg.): Feminist Genealogies, Colonial Legacies, Democratic Futures. New York, London, 63-100.

Baden, Sally, 2000, "Gender, Governance and the Feminization of Poverty". Women and Political Participation: 21st Century Challenges. New York (UNDP), 27-40.

Burton, Antoinette M., 1992: „The White Woman's Burden. British Feminists and ‚The Indian Woman', 1865-1915". In: Chaudhari, Nupur/Strobel, Margaret (Hg.): Western Women and Imperialism. Complicity and Resistance. Bloomington/Indianapolis, 137-157.

Butalia, Urvashi, 2004: "Legacies of Departure: Decolonization, Nation-making, and Gender". In: Levine, Philippa (Hg.): Gender and Empire. Oxford, 203-219.

Castro Varela, María do Mar/**Dhawan**, Nikita, 2005: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld.

Castro Varela, María do Mar/**Dhawan**, Nikita, 2006: „Das Dilemma der Gerechtigkeit: Migration, Religion und Gender". Das Argument. H. 266, 427-440.

Castro Varela, María do Mar/**Dhawan**, Nikita, im Erscheinen: "Mission Impossible: Postkoloniale Theorie im deutschsprachigen Raum?" In: Reuter, Julia/Villa, Paula-Irene (Hg.): Postkoloniale Soziologie. Theoretische Anschlüsse – Empirische Befunde – politische Interventionen. Bielefeld.

Chakrabarty, Dipesh, 1992: Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference. Princeton.

Cooper, Frederick/**Stoler**, Ann Laura (Hg.), 1997: Tensions of Empire. Berkeley.

Coopan, Vilashini, 2000: „W(h)ither Post-Colonial Studies? Towards the Transnational Study of Race and Nation" In: Chrisman, Laura/Parry, Benita (Hg.): Postcolonial Theory and Criticism. Cambridge, 1-35.

Grewal, Inderpal/**Kaplan**, Caren (Hg.), 1994: Scattered Hegemonies: Postmodernity and Transnational Feminist Practices. Minneapolis.

Hall, Catherine, 2004: "Of Gender and Empire: Reflections on the Nineteenth Century". In: Levine, Philippa (Hg.): Gender and Empire. Oxford, 46-76.

Jain, Shobita/**Reddock**, Rhoda (Hg.), 1998: Women Plantation Workers: International Experiences. Oxford.

Keohane, Robert/**Nye**, Joseph, 2000: Power and Interdependence. World Politics in Transition. London.

Mama, Amina, 1997: "Sheroes and Villains: Conceptualizing Colonial and Contemporary Violence Against Women in Africa". In: Alexander, Jacqui M./Mohanty, Chandra Talpade (Hg.): Feminist Genealogies, Colonial Legacies, Democratic Futures. New York, London, 46-62.

McClintock, Anne, 1995: Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest. New York, London.

Mies, Maria, 1996: Patriarchat und Kapital. Frauen in der internationalen Arbeitsteilung. Zürich.

Mitter, Swasti, 1986: Common Fate, Common Bond: Women in the Global Economy. London.

Mohanty, Chandra Talpade (1988): „Aus westlicher Sicht: feministische Theorie und koloniale Diskurse". beiträge zur feministischen theorie und praxis. 11. Jg. H. 23, 149-162.

Randeria, Shalini, 1998: „Globalisierung und Geschlechterfrage: Zur Einführung". In: Klingenbiel, Ruth/Randeria, Shalini (Hg.): Globalisierung aus Frauensicht. Bilanzen und Visionen. Bonn, 16-33.

Randeria, Shalini/**Eckert**, Andreas (Hg.), 2009: Vom Imperialismus zum Empire. Frankfurt/M.

Rushdie, Salman, 1988: The Satanic Verses. London.

Spivak, Gayatri Chakravorty, 2007a: Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Wien.

Spivak, Gayatri Chakravorty, 2007b: "Feminism and Human Rights". In: Shaikh, Nermeen (Hg.): The Present as History: Critical Perspectives on Global Power. New York, 172-201.

Stoler, Ann Laura, 1995: Race and the Education of Desire. Foucault's History of Sexuality and the Colonial Order of Things. Durham, London.

Stoler, Ann Laura, 1997: "Making Empire Respectable: The Politics of Race and Sexual Morality in Twentieth-Century Colonial Cultures". In: McClintock, Anne/Mufti, Aamir/Shohat, Ella (Hg.): Dangerous Liaisons. Gender, Nation & Postcolonial Perspectives. Minneapolis, London, 344-373.

Stoler, Ann Laura, 2002: Carnal Knowledge and Imperial Power. Race and the Intimate in Colonial Rule. Berkeley, Los Angeles.

Woollacott, Angela, 2006: Gender and Empire. Hampshire, New York.

Yeğenoğlu, Meyda, 1998: Colonial Fantasies. Towards a Feminist Reading of Orientalism. Cambridge.

Zantop, Susanne, 1997: Colonial Fantasies. Conquest, Family, and Nation in Precolonial Germany, 1770-1870. Durham, London.